

Dankesrede zur Verleihung des Anna-Haag-Preises, Stadtbibliothek Stuttgart, 2.

Dezember 2025

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Freundinnen und Freunde,

Ende der neunziger Jahre arbeitete ich, zurückgekehrt in meine nach dem Abitur eiligst verlassene Heimat, anderthalb Jahre lang für eine kleine Zeitung; ich war Volontär. So wollte ich die Zeit zwischen meinem Studium und einer Zukunft überbrücken, unter der ich mir nicht viel vorzustellen vermochte. Mit etwas Wohlwollen betrachtete ich mich in romantischer Verklärung als orientierungslose Figur in einem Roman, der allerdings keine rechte Handlung und keine eigene Sprache hatte. Das Schreiben von Berichten über Volksfeste und Vorspielabende der Jugendmusikschule, über Gerichtsverhandlungen und Geschäftseröffnungen war nicht die Erfüllung geheimer Träume; aber es erschien mir wie ein erster Schritt heraus aus der Unentschlossenheit.

Die Redaktionsräume der Lokalzeitung lagen im ersten Stock eines sachlichen Gebäudes; die Druckerei und der Zeitungsverlag waren seit Urzeiten in Familienbesitz. Mit der amtierenden Verlegerin, die in den fünfziger Jahren Schönheitskönigin gewesen und nach dem überraschenden Tod ihres Mannes unversehens und von tieferer Kenntnis der Materie unbeleckt in diese Position geschliddert war, nahm die Geschichte ihren natürlichen buddenbrockschen Verlauf: Das Unternehmen befand sich in einem unaufhaltsamen Abwärtsstrudel, und damals war noch nicht einmal die Internetkonkurrenz das Schreckgespenst der Medienbranche. Im Hochparterre des Verlagshauses, direkt neben Aufzug und unter der geschwungenen Treppe, stand eine alte Linotype-Maschine, deren Prototyp Ottmar Mergenthaler im 19. Jahrhundert entwickelt hatte – eine Revolution für das Verlagswesen. Mergenthaler war in Hachtel aufgewachsen, zwei Dörfer von meiner Heimatstadt entfernt; er war 1872 in die USA ausgewandert, seine Erfindung wurde 1886 patentiert, aber schon 1899 starb er im Alter von gerade einmal 45 Jahren. Den Siegeszug seiner Linotype erlebte er nicht mehr mit.

Natürlich wurde mit dieser Setzmaschine zu Beginn meiner bescheidenen journalistischen Laufbahn nicht mehr gearbeitet, aber sie gab, so protzig sie dastand, ein Denkmal ab für den Aufschwung der Zeitungsmacht. In den 1970er Jahren war die Produktion von Linotypes langsam ausgelaufen. In den neunziger Jahren wurde mit Fotosatz gearbeitet. Die

selbstbewussten Metteure bildeten ebenso wie die somnambul-verhuschten Drucker eine eigene Welt. Es waren verschworene Gemeinschaften; wortkarge Nachtgestalten die einen – gewiefte Schneide- und Puzzlemeister die anderen. Vor allem die Setzer sahen sich auf merkwürdige Weise als Gegenpol zur Redaktion. Sie ließen keine Gelegenheit ungenutzt, sich über die in ihren Augen hochstaplerischen oder zumindest weltfremden Redakteure lustig zu machen.

Abends waren meist zwei Redakteure in der Technik mit dem Umbruch der Zeitung beschäftigt, und wenn man Glück hatte, bekam man es mit P. zu tun, einem immer lächelnden und freundlichen Setzer-Kollegen. H. und F., zwei andere von insgesamt fünf Metteuren, hatten hingegen nur Spott für die unmöglichen Wünsche der Redaktion übrig; sie kommentierten gerne und gehässig die Nachrichten des Tages. Und der Kasten Bier, den sie unter dem großen Montagetisch verstaut hatten und vor der Verlegerin versteckt hielten, war schon zur Hälfte geleert, wenn sich die echten Handwerker und unseriösen Schreiberlinge zum Zusammenbasteln des Blatts trafen.

Manche Abende zogen sich lange hin. Entweder war es die Auszählung einer Bürgermeisterwahl, die sich verzögerte; oder ein Sportergebnis, auf das man schier endlos warten musste. Ich nutzte diese zähe Zeit und stahl mich zuweilen davon ins Archiv, wo alle Ausgaben der Zeitung seit dem Jahr 1791 aufbewahrt waren. Manchmal zog ich wahllos einen Band aus dem Regal und blätterte darin, las in Berichten über Volksfeste und Gerichtsurteile, Unwetter und Pferdemärkte. Die Themen hatten sich im Laufe der Jahrhunderte nicht groß geändert.

Manchmal ging ich allerdings auch zielgerichtet vor. Und griff nach Bänden aus den Jahren 1933 bis 45. Das hatte nicht zuletzt mit meinem ehemaligen Lehrer zu tun. Hartwig Behr, der als junger Studienrat aus Schleswig-Holstein 1971 an ein stockkonservatives Gymnasium in der süddeutschen Provinz geraten war, genauer: am Tag meiner Geburt dort seinen Dienst angetreten hatte, konnte sich als Zugezogener ungeniert mit der Geschichte seines neuen Wohnortes auseinandersetzen. Vor allem ging es ihm um die dunklen Jahre, über die keiner reden wollte. Keine familiären Verstrickungen und keine Angst vor unliebsamen Entdeckungen hielten ihn fern seiner Heimat davon ab.

Natürlich wurde er für seinen Forscherdrang angefeindet. Was ihn nicht weiter beirrte, nur manchmal ein bisschen ausbremste, wenn ihm Archive und Nachlässe verschlossen blieben, ihm bei Anfragen mit eisigem Schweigen begegnet und die Tür vor der Nase zugeschlagen wurde. Seine Beharrlichkeit indes war bewundernswert. Und spät, irgendwann am Ausgang des letzten Jahrhunderts, hatte er sich einen Ruf erworben, der ihm gut stand und sich auf gewisse Weise in seinem Äußeren abbildete: Er hatte sich einen Rauschebart zugelegt, dem Karl Marx oder der Direktor aus der „Feuerzangenbowle“ Pate gestanden haben könnte. Und seine lockigen Haare, großkarierten Hemden, kombiniert mit einem altmodischen Sakko, illustrierten eine gewisse Widerständigkeit. Thomas Mann hat für die Charakterisierung einer seiner Figuren einmal die Wendung gebraucht, sie hege eine „philosophische Gleichgültigkeit“ gegen ihr Äußeres. Daran musste ich zuweilen denken, auch wenn Hartwig in seiner ästhetischen Widerborstigkeit einen sehr gepflegten Eindruck machte.

So saß ich im Dunkeln, angestiftet von diesem ehrenwerten Nestbeschmutzer, ledergebundene Folianten auf einem Tisch aufgeschlagen; nur eine kleine Schreibtischlampe erhellt die vergilbenden Seiten. Die Zeitung, bei der ich arbeitete, war sehr eifrig darin gewesen, schon in den Jahren vor der sogenannten Machtergreifung, Demokraten zu verhöhnen. Oft und ausführlich wurde über Militärisches und über Veteranenverbände berichtet. Für das Auftreten der Nationalsozialisten hatten die Berichterstatter große Bewunderung übrig, „schneidig“ war eine in diesem Zusammenhang gern gebrauchte Vokabel, über Propagandamärsche in Uniform und Handgreiflichkeiten gegenüber politischen Gegnern wurde lobend berichtet; Anzeigen der Bewegung und das Hakenkreuz schafften es inflationär ins Lokalblatt. Nach 1933 war man gänzlich auf Linie.

„An welcher letzten Grenze kommt das Menschliche abhanden? Wie von alldem erzählen?“

Diesen Satz von Warlam Schalamow fand ich in einer Rede von Marcel Beyer. Es sind Fragen, die sich – bei Schalamow – auf den Stalinismus beziehen. Und sich nicht minder auf den Nationalsozialismus beziehen lassen können. Das Erschreckende ist, dass die Grenze nicht, wie wir gerne glauben mögen, in weiter Distanz liegt, nur von ganz skrupellosen und ausdauernden Zeitgenossen zu erreichen. Sie lässt sich in und mit der Sprache leicht berühren. Und übertreten. Ist dieser buchstäbliche Schritt erst getan, dann sind die Hemmnisse, die Region des Menschlichen gänzlich zu verlassen und sich der Barbarei hinzugeben, fast schon geschwunden. „Gewalt beginnt, wo das Reden aufhört“, sagt Hannah Arendt. Sie beginnt

allerdings bereits da, wo das Reden zur Polemik, zur Denunziation, zum Machtinstrument, zum Geschrei wird.

Hartwig erzählte immer wieder von seinen Forschungen. Von Journalisten und Beamten, von NS-Parteigängern und -Genossen – und davon, wie es ihnen nach dem Krieg ergangen war. Den meisten gar nicht so schlecht. Er erzählte von Jüdinnen und Juden, die rechtzeitig fliehen konnten oder zu spät erkannten, was die Zeit geschlagen hatte. Er erzählte auch von den Zwangsarbeitern, die vor allem auf den Bauernhöfen der Umgebung Sklavenarbeit leisten mussten. Hartwig hatte mich auf den Fall eines jungen polnischen Mannes aufmerksam gemacht, der eine Beziehung zu zwei deutschen Frauen eingegangen war. Die drei wurden verraten, der junge Pole verhaftet und in einem Schnellverfahren zum Tode verurteilt. Seiner Exekution in den frühen Morgenstunden des 27. Juni 1941 mussten Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter der Umgebung beiwohnen. Zum Schicksal der Frauen fand sich eine nüchterne Notiz in der Zeitung – Zitat: „Der Reichsführer SS und Chef der Deutschen Polizei [Heinrich Himmler] teilt mit: Am 25. 8. 1941 wurden ... Paula Nicklas und Maria Löwenguth, beide aus Bonn, auf längere Zeit in ein Konzentrationslager überführt. Sie haben sich in ehrvergessener Weise mit Polen eingelassen.“

All das habe ich damals gelesen. Jahre danach las ich diese leider exemplarische Episode aus dem Dritten Reich noch einmal nach – in Hartwigs Buch über den Nationalsozialismus im Altkreis Mergentheim. Und ohne das zunächst im Sinn gehabt zu haben, vielleicht auch deshalb auf stark verfremdete, zeitverschobene Weise fand sie noch ein bisschen später Eingang in meinen Roman „Abseits“.

Als ich an diesem Buch schrieb und noch nicht wusste, dass es eines werden würde, vornehmlich im Jahr 2023 war das, als ich in die Nachkriegszeit abtauchte und versuchte, für das Schweigen und Verschweigen eine Sprache zu finden und einem kleinen Jungen eine Sprache zu geben, kam mir die Gegenwart umso aufdringlicher und lauter vor. Mit Freunden organisierte ich Vorträge und Demonstrationen gegen die neuerwachte völkische Bewegung, und je mehr ich mich mit dem parlamentarischen Arm der Rechtsextremen beschäftigte, desto gruseliger schienen mir die sprachlichen Parallelen zwischen Damals und Heute. Die LTI – die Lingua Tertiī Imperii – war zurück.

Raten Sie einmal, welche der folgenden Zitate gut 90 Jahre alt sind und welche ganz frisch:

„Auf der Stelle erschießen, dann wird sich das ganz schnell legen.“

„Abschiebung der Antifa nach Buchenwald. Arbeit statt Linksterror.“

„Solche Menschen müssen wir selbstverständlich entsorgen.“

„Das Pack erschießen oder zurück nach Afrika prügeln.“

„Wenn wir kommen, dann wird aufgeräumt, dann wird ausgemistet, dann wird wieder Politik für das Volk gemacht – denn wir sind das Volk.“

„Bei uns bekannten Revolutionen wurden irgendwann die Pressehäuser gestürmt und die Mitarbeiter auf die Straße gezerrt. Darüber sollten Medienvertreter hierzulande einmal nachdenken.“

„Die Merkelnutte lässt jeden rein, sie schafft das. Dumm nur, dass es UNSER Volkskörper ist, der hier gewaltsam penetriert wird.“

„Linksextreme Lumpen sollen und müssen von deutschen Hochschulen verbannt und statt einem Studienplatz lieber praktischer Arbeit zugeführt werden.“

„Immerhin haben wir jetzt so viele Ausländer im Land, dass sich ein Holocaust mal wieder lohnen würde.“

„Wir müssen ganz friedlich und überlegt vorgehen, uns gegebenenfalls anpassen und dem Gegner Honig ums Maul schmieren, aber wenn wir endlich soweit sind, dann stellen wir sie alle an die Wand.“

„Ich würde niemanden verurteilen, der ein bewohntes Asylantenheim anzündet.“

An welcher Grenze kommt das Menschliche abhanden? *

Nein, Sie müssen nicht raten, welche der Sätze aus den Jahren vor 1933 stammen und welche aus unserer Gegenwart. *Alle* diese Zitate, und die Reihe ließe sich natürlich fortsetzen, sind Hassbotschaften, die aus den Mündern von AfD-Funktionären tourette-syndromhaft herausgeströmt sind. Einer der Zitierten bewirbt sich übrigens im kommenden Frühjahr in Baden-Württemberg um das Amt des Ministerpräsidenten. Diese scheußlichen Sätze aber sind so alt wie der Faschismus. Mit Max Liebermann gesprochen: Man kann gar nicht so viel fressen wie man kotzen möchte.

Im Jahr 2023 schrieb ich nicht nur an meinem Buch, ich trauerte nicht nur um meinen gerade verstorbenen Vater, ich verzweifelte nicht nur an der Wiederkehr einer faschistoiden Rhetorik, die hemmungslos publiziert und verbreitet wurde und allmählich das vergiftete, was man gerne das gesellschaftliche Klima nennt. Klima-Katastrophe in mehrfacher Hinsicht.

In diesem Jahr 2023 musste ich zugleich Abschied nehmen von Hartwig. Eine Krankheit hatte sich bei ihm zurückgemeldet und verschlimmerte sich rasant, in den letzten Monaten des Jahres konnte er nur noch in einem Sessel sitzen, in seinem Arbeitszimmer unterm Dach seines Hauses; im Sessel schlief er auch, das Liegen bereitete ihm zu große Schmerzen. Aufstehen konnte er ohne Hilfe nicht mehr. Ich besuchte ihn jede Woche. Jede Woche wurde er weniger, jede Woche versank er ein bisschen mehr in seinem gepolsterten Zufluchtsort. Aber in seinem Kopf war alles aufgehoben, das ganze Wissen, die Erinnerungen eines 80-jährigen Lebens. Wir sprachen über vieles. Über seine Arbeit. Aber auch über Fußball (den Aufstieg seines HSV hätte er gerne noch erlebt). Über das, was er nun nicht mehr zu Ende bringen konnte. Wir sprachen über Politik. Den Zusammenbruch der Ampel-Koalition. Über die Bedrohung, die von rechten Parteien in Europa ausging. Einmal sagte er, dass er das Gefühl habe, sein ganzes Tun sei doch umsonst gewesen. Ich widersprach ihm, und er sah mich traurig und müde an.

Um seinen Sessel herum lagen Tablettenschachtern; vor allem aber stapelten sich dort Bücher, so hoch und wacklig, dass ich Sorge hatte, er könnte, weil er so schwach und klein geworden war, davon erschlagen werden. Immer wieder nahm ich einzelne dieser Bücher in die Hand. Walter Kempowski lag da, den hatte er geliebt. Ludwig Harig, mit dem er über Jahre befreundet war. Jean Paul – von dem er sämtliche Erstausgaben besaß. Vor allem aber geschichtliche Werke. Und ein Buch mit dem Titel „Denken ist heute überhaupt nicht mehr Mode“. Ich kannte das Werk, es stand sogar in meinem Bücherschrank, es war mir als Rezensionsexemplar von Reclam zugeschickt worden, aber gelesen hatte ich es nicht.

Bei dem Titel dachte ich an einen Satz von Hannah Arendt, den ich nur ungefähr im Sinn hatte: „Man könnte wohl sagen“, schreibt Arendt, „dass die lebendige Menschlichkeit eines Menschen in dem Maße abnimmt, in dem er auf das Denken verzichtet.“

Davon handelt das Tagebuch „Denken ist heute überhaupt nicht mehr Mode“ von Anna Haag, das sie zwischen 1940 und 1945 geführt hat und das, wäre es entdeckt worden, die Autorin mindestens in ein Konzentrationslager gebracht hätte. Einige Monate später – Hartwig war im Februar 2024 gestorben – hatte ich Haags Buch in die Hand genommen. Ich hatte fasziniert darin gelesen – so fasziniert wie ich in den Tagebüchern Klemperers gelesen hatte, in den heimlich geführten Tagebüchern von Hermann Stresau – „Von den Nazis trennt mich eine

Welt“ – und dem „Tagebuch eines Verzweifelten“ von Friedrich Reck. Aber nirgendwo hatte ich so viel innere Aufrichtigkeit verspürt, verbunden mit der Sehnsucht nach einem anderen Deutschland, dem Wunsch, am Aufbau dieses anderen Landes eines Tages mitzutun. Haag war nicht zuletzt eine Sammlerin von Zitaten der LTI: Der Apotheker im Nachbarhaus, ein glühender Nazi, lieferte ihr ebenso eifrig Beispiele aus dem *Wörterbuch des Unmenschens* wie die Zeitung, aus der sie perfide Bekanntmachungen und Berichte ausschnitt und in ihr Tagebuch klebte.

„An welcher letzten Grenze kommt das Menschliche abhanden? Wie von alldem erzählen?“ – auch davon sprechen Haags Aufzeichnungen. Sie wissen um diese Grenze. Manche Menschen besitzen einen moralischen Kompass, der dabei hilft, dieser Grenze niemals nahezukommen. Umso schonungsloser vermögen sie jene zu beobachten, die längst über sie hinweggetrampelt sind.

Und dann geschah etwas Wunderliches. Mein großartiger, leider bald geschlossener Verlag ließ mich wissen, ich sei auf der Shortlist des Anna-Haag-Preises gelandet. Zusammen mit Sabine Eschbach, Luca Kieser und Jan Snela. Was für eine schöne Überraschung. Ich kann Ihnen sagen, dass ich jedem dieser drei den Preis zugetraut habe. An die Möglichkeit, dass man mich auswählen würde, dachte ich hingegen nicht. Aber dann geschah das eben noch viel Wunderlichere: Vor knapp zwei Monaten erreichte mich eine Nachricht von Astrid Braun, in der sie mir mitteilte, dass die Jury des Anna-Haag-Preises sich für meinen Roman entschieden habe. Meine Freude können Sie sich nicht vorstellen. Meine Verlegenheit und schöne Verwirrung aber auch nicht.

Ich wollte verständlicherweise noch ein bisschen mehr über die Namensgeberin herausfinden. Ich las im Internet über Anna Haag. Und stolperte schnell über etwas, das mich verblüffte und schließlich dazu brachte, diese am Ende viel zu lange Rede zu schreiben: „Anna Haag“, kann man bei Wikipedia nachlesen, „wuchs mit fünf weiteren Geschwistern in bescheidenen Verhältnissen auf; der Vater war Lehrer. Ihr Onkel Ottmar Mergenthaler erfand die Linotype-Setzmaschine.“

Da war sie wieder, die Linotype.

Jene Linotype-Setzmaschine also, die mich vor vielen Jahren auf dem Weg in die Redaktionsräume meiner inzwischen leider auch nicht mehr existenten Lokalzeitung daran erinnerte, was für eine Macht oder besser Wirksamkeit die Presse haben kann, das veröffentlichte Wort. Und wie wertvoll es ist, in einem Land zu leben, in dem man nicht Gefahr läuft, im Gefängnis zu landen, wenn man seine Überzeugungen öffentlich kundtut. Wir sehen allerdings, dass in vielen Ländern um uns herum, die Möglichkeiten in einem sicheren Diskursraum Kritik zu äußern, auf der Basis von faktischem Wissen statt gefühlter Wahrheiten zu argumentieren und sich auf gewisse Maßstäbe des Anstands und der Redlichkeit zu verlassen zunehmend ausgehöhlt werden. Aber es wäre zu simpel, den Blick auf andere Länder zu richten. Mit dem zunehmenden Einfluss von Rechtsradikalen in und außerhalb unserer Parlamente verengen sich auch bei uns die gemeinsamen Gesprächsräume. Drohungen gegen Journalistinnen und Journalisten nehmen zu; Ehrenamtliche stellen ihre Tätigkeiten ein, weil sie sich dem ihnen entgegenschlagenden Hass nicht mehr aussetzen wollen. Leider wird – ein altes Gesetz der Aufmerksamkeitsökonomie – das Gehör vornehmlich jenen geschenkt, die ihren unheiligen Zorn am lautesten in die anti-sozialen Medien einspeisen, unterstützt von den großen Tech-Konzernen, deren vornehmes Interesse in der Deregulierung des Marktes und der Destabilisierung gewachsener demokratischer Strukturen liegt. Ein Interesse, das die Konzerne mit den Putins und Trumps, den Orbáns und Weidels dieser Welt teilen.

Lesen Sie also bitte, falls Sie es nicht schon längst getan haben, das Tagebuch von Anna Haag.

Und widersprechen Sie vehement jenen, die sich dem Menschlichen nicht (mehr) verpflichtet fühlen.

*Zitiert nach „AfD-Hass komprimiert“, hrsg. vom Katapult-Magazin